

*Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes
und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.*

I.

„Ad anah?“ – Wie lange? Viermal hintereinander dringt diese Frage in Psalm 13 an unser Ohr. Wie lange? Hebräisch: ad anah?

Wie lange willst du meiner so ganz vergessen? Wie lange verbirgst du dein Antlitz vor mir? Wie lange soll ich Schmerzen hegen in meiner Seele? Wie lange soll sich mein Feind über mich erheben?

Wie lange? Ad anah? Bohrende Fragen zwischen Klage und Anklage; zwischen Wut und Zweifel.

Existentielle Fragen, in die der Beter des Psalms ganz und gar involviert ist.

Wie lange? Ad anah? – eine fundamentale Frage zwischen ich und du, zwischen Gott und Mensch. Der Psalmbeter schaut nicht von außen, mit einem gleichsam unbeteiligten Blick, sondern er selbst *ist* die Frage, seine Zeit ist *Fragezeit*.

Er bringt damit zusammen, was wir oft genug auseinanderreißen. Wir bringen immer wieder einen Abstand zwischen uns und die Welt. Wir trennen unser Leben von den Geschehnissen in der Welt ab. Wir sehen wie von außen, Menschen in den S- und U-Bahnen Berlins betteln und denken: „Bitte geht in die andere Richtung und kommt nicht an mir vorbei.“ Wir sehen von Ferne die Boote im Mittelmeer, die es mal schaffen und mal nicht, ihre menschliche Fracht übers Wasser zu tragen. Wir bringen immer wieder einen Abstand zwischen uns und die Welt und üben einen unbeteiligten Blick, einen Nachrichten-Blick.

Wahrscheinlich ist es so, dass wir das immer wieder tun *müssen*, sonst könnten wir gar nicht unseres Lebens froh werden.

Aber es gibt Momente, Psalm-Momente, da spüren wir die Unmittelbarkeit der Welt in uns selbst wie in einem Spiegel der Existenz. Da brechen plötzlich alle Abstände in sich zusammen und *ich* und *du* verschmelzen in der Frage: Wie lange? Ad anah? *Heimliches Aufgetansein* in bedrängender *Fragezeit*.

Dabei hält die Frageform wach, dass das Anwesende zugleich abwesend bleibt. Der Psalmbeter empfindet die existentielle Abwesenheit Gottes als Fraglichkeit seiner ganzen Person und seines ganzen Lebens. Die empfundene Abwesenheit des „Du“ irritiert das „ich“

im Zentrum seiner Existenz – das „ich“ erlebt sich selbst in einer verstörend tiefgründig gebrochenen Weise. Das Verhältnis von ich und du ist nicht weich wogend zu verstehen ist, sondern trägt Zweifel und Abgründigkeit in sich: Setze dich den Begegnungen aus – im Horizont Gottes, aber mit dieser radikal erlebten Abwesenheit Gottes, die deine Existenz in Frage stellt. So wird die Zeit des Gebetes, sonst als *ein Ruhen in sich* erlebt, zu einer Zeit, in der die Klage immer neu ausbricht, wie ein Fieberschub, *fiebernd*. Ja, *fiebernd, dies Ruhen in sich*.

Im Fieber dieses anklagenden Gebetes wird die Sprache grob, keine wohlgeformten geistlichen Worte. Im Fieber schafft es der Glaube an den Ewigen nicht mehr, die Erschütterungen der Gegenwart glimpflich zu bestehen. *Kein glimpfliches ewiglich, zu grob* ist die *Sprache* des Beters, der geduldig sein muss, der sich nur *ungelenk* gegen Gott wendet, und der den *Schatten* Gottes nicht bergend, sondern *tapsig* und *schrecklich* erlebt. Nicht liebevoll bedeckt unter Gottes Fittichen erlebt sich der Beter, sondern von Gott unter die *Fittiche geschüttelt*.

II.

Ad anah? Wie lange?

Auf die viermal wiederholten bohrenden Fragen folgen drei Ausrufezeichen. Schau her! Erhöre mich! Mache hell meine Augen! Der Psalmbeter will und erwartet etwas von Gott. Es geht soweit, dass man – wie Lea Muhir es tut, deren Komposition wir gehört haben – sagen kann, dass Gott in einer Weise direkt angesprochen wird, dass er geradezu ungehörig angegangen wird, so als ob er den Menschen komplett vergessen hätte.

Aber wie viel lieber ist mir ein solcher Beter und ein solches Gebet, als die lieblose Gleichgültigkeit, mit der wir Gott oft begegnen. Der Psalmbeter dagegen erwartet etwas von Gott und damit auch vom Leben! Für ihn ist das Leben mehr, als dass es nur *glimpflich* dahinplätschert. Es gibt im Leben wohl nichts Unerträglicheres, als Gleichgültigkeit. Denken wir an Beziehungen, in denen Menschen sich nichts mehr zu sagen haben und nur noch nebeneinander her leben. Wo keiner mehr etwas von dem anderen erwartet. Oder an eine Welt, in der alles gleichgültig ist, ob ich nun dies oder jenes tue, nichts macht einen Unterschied.

Gegen ein solches Dasein setzt der Psalmbeter seine Ausrufezeichen. Der Beter möchte angeschaut werden (!), erhört werden (!) und mit sehenden Augen durch die Welt gehen (!).

In aller Fraglichkeit gleichwohl ausdrücklich leben: so kann man die Existenz des Psalmbeters vielleicht beschreiben. In einer *Fragezeit* doch *aufgetan sein*.

So spannend ist Glaubensexistenz – so spannend auch Künstlerexistenz!

Ein Leben zwischen Fraglichkeit und ausdrücklichem Leben. Die existentiellen Fragen erkennen und künstlerische Reaktionen zur Sprache bringen; Antworten wagen, die vorläufig sind und dennoch mutig ergriffen werden; und ebenso mutig wieder verworfen werden, wenn sie sich als trügerisch herausstellen.

Fragen, probieren, mutig den Ausdruck wagen: den Text; das Bild; die Musik. Wie heute in diesem Gottesdienst: Lyrik von Daniela Seel, Bilder von Andreas Töpfer; Musik von Leah Muir.

Ein Leben zwischen Fragezeichen und Ausrufezeichen. Zwischen *ad anah?* Und: Ich bin angeschaut und will sehen!

III.

Zwischen Frage- und Ausrufezeichen will ich leben, im Dazwischen und doch mitten in der Welt. Einem solchen Leben vertraut der Psalmbeter, weil er Gott vertraut, obwohl dieser Gott ihn doch nur unter die *Fittiche schüttelt*.

Der letzte Vers des 13. Psalms macht das deutlich:

„Ich aber vertraue deiner Gnade. Es frohlocke mein Herz ob deiner Hilfe! Singen will ich dem Herrn, dass er mir Gutes getan.“

Nach Frage- und Ausrufezeichen kommt hier noch einmal eine neue Färbung in den Psalm. Die Farbe des Vertrauens. Martin Buber übersetzt diese Stelle so:

„Singen will ich IHM, denn er hat es mir reifen lassen.“

Im hebräischen Wortfeld „gml“ (Gutes antun) klingen tatsächlich die Bedeutung „heranwachsen“ und damit der Moment der „Entwöhnung“ an. Am Ende steht für den Psalmbeter also eine reife Haltung der Welt gegenüber, die Gottes Schweigen, seine Abwesenheit auszuhalten und in der Nicht-Erfahrung Gottes, Glaubenserfahrungen machen kann.

Dietrich Bonhoeffer hat diesen Gedanken in seiner Theologie stark gemacht. Während seiner Haft in den Jahren 1943/44 hat er geschrieben, „dass wir in der Welt leben müssen – „etsi deus non darestur“ (als ob es Gott nicht gäbe)“. Er beschreibt eine von Gewalt zerrüttete Welt als den Platz, an den Gott uns Menschen stellt, um dort für Gott Platz zu schaffen.

Psalm 13 gibt dieser Erfahrung Raum. In dem Klagegebet lebt verborgen doch noch die Vision, die Gott für seine Welt hat: Ein Leben von Angesicht zu Angesicht. Der Schrei, überleben und leben zu wollen, hält diese Vision fest. Mit der Klage über das Leid und unserer Sehnsucht nach Leben schaffen wir Gott in einer gottlosen Situation Raum. Indem wir mit Gott leiden an einer gottvergessenen Welt, erfüllen wir als reife Partner unseren Teil in der Geschichte mit Gott.

„Gott gibt uns zu wissen“ formuliert Bonhoeffer, „dass wir leben müssen als solche, die mit dem Leben ohne Gott fertig werden“.

Der Weg mit Gott führt in die säkulare Welt, führt zu den Menschen, mit denen wir leben und führt zu unserer Verantwortung für uns selbst. Gott hat es reifen lassen, er hat mich entwöhnt: In der Beziehung zu Gott werde ich Subjekt – auch dort, wo ich mich als Objekt erfahre.

Die Klage „ad anah?“ hält daran fest, dass Ungerechtigkeit und Not nicht nach Gottes Willen sind. Sie sind Ausdrucksformen einer Welt, die sich Gottes entledigt hat. Im Ringen mit Gott findet der Wandel vom Objekt- zum Subjektsein statt, für den Psalm 13 einen Erfahrungsraum schafft. Wir bekommen Worte, um in der Verlassenheit die Beziehung zu Gott aufzunehmen, und Worte, um in der Gottverlassenheit die Antwort Gottes zu erfahren. *Bestritten*, ja, aber in Gottes *Frist gesichert*.

IV.

„Doch die Rispfen im Zimmer sind nicht Erfindung, kommen im Koffer vom Schilfmeer her.“ Die Fragen des Psalmeters, auch sie sind keine Erfindung. Es sind unsere Fragen in dieser Welt. Der sehnliche Wunsch des Beters, angeschaut und erhört zu werden und sehen zu können ist keine Erfindung, sondern zugleich unsere Sehnsucht nach einem ausdrücklichen Leben.

Schließlich „das Schilfmeer“: die Erinnerung an die Befreiung aus Bedrängnis; das Reifen des Menschen, der sich aus der Sklaverei erlöst als Subjekt seines Lebens zu verstehen lernt, auch das: keine Erfindung, sondern kostbares Geschenk mit dem wir in unserem Leben *dazwischen* sorgsam umgehen müssen.

„Danket dem Herrn, denn er ist freundlich. Denn seine Güte währet ewiglich!“ (Psalm 136,1)

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.